

## Die verklärte Erde

Von Ernst Klözi.

Auf einem Sterne der Seligen geschah es einmal, daß die kleinen Verklärten Gesänge übten, in denen das Glück der Erlösten und die Mühsal des Erdenlebens einander gegenübergestellt waren. Nun sahen ihrer viere unter den Kleinen, die besonders lieblich und laut sangen, daß ihnen die Augen strahlten und die Backen glühten vor Eifer. Das sah die Singmeisterin, und sie gedachte, sie für ihren Eifer zu belohnen. Ging also zum himmlischen Ordner und sagte: Guter Meister, ich möchte vier meiner Singvögelchen zum Lohn für ihr eifriges Musizieren an die Himmelsmauer führen und ihnen die Erdenwelt zeigen, damit sie sich ihres guten Zustandes noch besser freuen mögen. Und der Meister, nachdem er erst ein wenig bedächtig vor sich hingesehen, erlaubte es. Also lustwandelte die wohlmeinende Lieberfrau an einem klaren Herbstnachmittag mit den vier Ausgezeichneten in wehenden Biergewändern nach der hohen Mauer, die das Himmelsland umfriedet, begleitet von einem neckisch gaukelnden Schwarm flimmernder Paradiesvögelchen. Am Zielpunkt der Fahrt angelangt, schwangen sich die vier Kleinen mit eiligen, wunderfüchtigen Flatterflügelchen hinauf auf die hohe Brüstung, und ihnen nach zog langsam die aufgeklärte Meisterin mit großem ruhigem Fittichschlag. Aber, wie sie nun alle droben sahen, verstummte allgemach ihr leichtes Gepolter. Mit großen Augen beschauten sie still das besonnte Erdenwunder, das wie eine grünrote Insel im blauen Meere der Unendlichkeit schwamm. Da gab es weite Hügelandschaften mit träumenden Mulden und Kuppen voll gestillter Erwartungen, hohe schweigsame Gebirge, Wälder voll dunkellockender Geheimnisse und die besetzte Weite des Meeres. Hier und da glitzerte eine flugschnelle auf im Schein der Sonne, strich kühlend ein Wolken-schatten über Hügel und Ebene. Ueber dem Ganzen aber schwebte ein seltsam klangvolles Geräusch, bald ähnlich dem Gesänge der Brandung oder dem zeitlosen Gebräus von Schmelzwasserströmen in Bergeseinsamkeit, bald warm und heimlich gleich dem Geläute von Glocken und wieder neckisch verschwebend wie fernes, silbernes Kindergelächter. Eine Erde war es, die im klaren Hauche der Unendlichkeit atmete, wo aus befreiender Ferne alles Augenblicklich-Dingliche vergeistigt, mit seinem ewigen Wert geadelt erschien, eine Welt, wie sie dem unbefangenen schauenden Auge sich bietet. So kam es, daß die Vier ganz stille wurden und alles andere um sich herum vergaßen vor groß staunender Bewunderung. Und als endlich die Stunde der Heimkehr in Erscheinung trat, da zogen sie alle schweigend, weil bilderrfüllt und nachführend dahin, wenn auch noch niemand wahrte, wie der schwere Duft uneingestandener Erdensehnsucht ihnen heimlich nachzog und sich bald als eine kaum merkbare Mißbefriedigung auf ihre unschuldigen Stirnen legte, um ihren Frieden zu bedrohen.

Als sie aber am Abend im funkelnden Sternensaale sahen und wie alle andern Engelskinder mit großen Marmeln aus Silber und Elfenbein und mattem Golde spielen konnten, da begann dieses Sehnen Gestalt anzunehmen und fachte ein böses Feuer in ihren wehrlosen Seelen an. Mit steigendem Eifer bauten sie Bild um Bild vor ihren Geschwistern auf, und jedes überbot das andere mit belebenden Ergänzungen, mit treffenderen und farbigeren Vergleichen, und alle die Ketten Engel und Bibchen standen in großer Aufmerksamkeits-

und Neugierde um sie herum, schauten und lauschten und vergaßen darob ihre herrlichen Spielfugeln, die nun unbeachtet über die glänzenden Fliesen des Bodens dahinrollten. „Ja“, sagte endlich tiefaufatmend eines der Viere, indem es in unverhüllter Sehnsucht die weißen Flügel knisternd breitete und die Arme in die Lüfte reckte, „die Erdenwelt ist nicht dunkel und leidverzerrt, nein, wunder-, wunderschön, und herrlich über alle Mäßen müßte es sein, auf jenem sonnigen Eilande leben zu dürfen, aber uns ist der Himmel gegeben, daran müssen wir uns Genüge tun.“

Dieses lehte Wörtlein weckte in der ganzen himmlischen Rindschaft ein leises Unwohlbefinden, ein anfänglich kaum spürbares, böses Weh, das ungeahnt von einer Kleinen nun eingetretenen Stille Besitz ergriff, um sich darin zu jenem kindlichen Anmut auszuwachsen, der weinerlich zu begehren anfängt und, wenn ihm nicht entsprochen werden kann, in offener Auflehnung alle Dämme der schönen Ordnung oder guten Schickslichkeit durchbricht. Jedes sah dem andern ins Gesicht und fand nur seine eigene unguete Lust darin wiederholt und bestärkt. Der Himmel schien sich selbst aufgegeben zu haben: die Wunschlosigkeit der seligen Gesilde drohte in einem großen Tränenschwall unterzugehen.

In dieser wirklichen Himmelsnot ging aber auf einmal lautlos die Türe auf und stand in ihrem Rahmen die gütige Mutter selbst, in frohmütiger Verklärung das Himmelsnesthütchen auf den Armen haltend. Dieses hatte eben sein erstes Wörtlein Weisheit sammeln gelernt und erschien nun mit strahlenden Sternen, die Freude der Geschwister einzuhemsen. Ohne lange vorbereitende Ankündigung erhob es ein kindlich-übermütig quietendes Stimmlein und zündete damit so siegreich in das schwüle Dunkel der gefährlichen Stimmung, daß eines Schlags alle Erdengespenster ob dieser entzückenden Kinderlust in überstürzter Hast sich verflüchtigten. Vollkommene Ueberraschung hielt erst die Stille aufrecht. Dann aber rauschte ein so unaufhaltbares Gelächter auf, daß die Himmlische selbst im Stillen sich darüber wunderte; konnte sie ja nicht wissen, daß es mehr war, als bloße freudige Ueberraschung, sondern das von himmlischer Dankbarkeit durchzitterte Lachen der Erlösung, was da den weiten Saal wie Melodie gewordenen Gold durchleuchtete. Immer und immer wieder zückte es auf, strahlender und glücklicher, und fand nicht ein Ende, bis der kleine Ursacher zuletzt selber darob in Schrecken geriet und schon, ängstlich an die Hüterin angeschmiegt, das Mündchen zu einem wehlichen Schreilein verziehen wollte, wie es oft geschieht bei Kleinen, deren feiner Seele wir mit ungezügelter Lieblosigkeit zu nahe traten.

Da tat schnelles Verhüten not. Raum war die drohende Gefahr richtig erfasst, so flatterte auch der ganze Schwarm in dankbar eifriger Hast auseinander. Die Musikanten ordneten flink die zerflatterten Noten auf den Ständern und erprobten in allem Stehen auf mühsam gehobenem Knie hastig die Stimmung ihrer Instrumente. Alle, die kleinen Sängermägdelein und -bübchen aber stellten sich in einer, der großen Hast entsprechenden, losen Ordnung auf und bald schallte zur Beruhigung des verschüchterten Kleinen, das schon das Lächeln wieder gefunden hatte, und zum festlichen Beschluß eines durch Leiden verklärten Tages eine allerlieblichste trostreiche Musik durch die himmlischen Räume, in deren Klängen alle das ferne Unerreichbare schmerzlos wieder vergessen und eine auf kurze Zeit verlorene Wirklichkeit zurückgewinnen konnten.

# Pascal

Von Hans Siemsen.

Ich habe Pascal gelesen.

Das ist ein Spaziergang durch einen Herbst- oder Wintertag. Die Luft ist kalt und klar. Die Sonne scheint. Und das macht zum Wandern aufgelegt. Man wandert dahin durch ein sehr französisches Herz und Gehirn, durch eine sehr französische Landschaft.

Sie ist einfach, wie das flache Land, still, ohne Lärm, aber bewohnt. Hecken an den Wegen, Wiesen an den Hügeln. Mäen, Mauern, über die man sehen, andere, über die man nicht sehen kann, und Häuser, in denen man wohnt.

Man sagt von Pascal: er war ein Asket. Man nennt ihn: ernst, streng, schwer verständlich. Man spricht von ihm, als ob man mehr Respekt als Liebe für ihn hätte, als ob man bange vor ihm wäre.

Man kennt ihn nicht. — Er war ein Cavalier.

Es gibt kaum eine Lektüre, die fröhlicher, heiterer, anmutiger wäre, als diese „Pensées“. Er neckt sich mit dem lieben Gott. Er ist ganz das Gegenteil von seinem Ruf. Man muß wohl immer den Christen Pascal mit dem Philosophen Pascal verwechselt haben? Daher der Irrtum. So streng und asketisch Pascal als Christ ist, so lebenswürdig und beinahe leichtfertig ist er als Philosoph. Man kann fast sagen: er liebt die Konfusion. Das hat seinen Grund in seinem Christentum, dessen Heiterkeit und Unbekümmertheit er auf seine Philosophie überträgt.

„Ich liebe die Armut,“ sagt er, „weil Christus sie geliebt hat.“ Und er fährt fort: „Ich liebe den Reichtum, weil er ermöglicht, den Elenden beizustehen.“ Welch lebenswürdige Konfusion!

Er „irrt“ und widerspricht sich absichtlich. Er ergötzt sich an der Unzulänglichkeit seiner Vernunft. Er bewundert die dunkle Tiefe des Unerklärten (das er stets unerklärlich nennt).

Er liebt es, bis zur Grenze der Klarheit vorzustoßen. Aber er liebt diese Grenze fast mehr als die Klarheit. Er sehr, daß er zuweilen nicht widersteht und sie eher erreicht, als unbedingt nötig wäre.

Klein und ohnmächtig zu scheinen ist seine höchste Wonne. Er frönt der Tugend der Bescheidenheit, wie andere einem Laster frönen. Er liebt das Unerklärliche, weil es ihm seine Schwäche beweist. Aber das läßt ihn das Unerklärliche wünschen.

Er liebt aus dem gleichen Grunde das Wunder. Und wünscht es aus dem gleichen Grunde. So sieht er schon Dunkel, Unerklärlichkeit und Wunder, wo ihm Klarheit und Erklärung durchaus noch zugänglich waren.

Diese für einen Philosophen seltsame Art hat ihren Grund in seiner für einen Philosophen seltsamen Begabung.

Er besitzt die lebenswerte und verderbliche Fähigkeit, zu zweifeln und zu glauben. Und er setzt das zweite an Stelle des ersten, so oft es ihm beliebt. Daher rührt seine unangreifbare Sicherheit.

Er sucht die Wahrheit; da er aber weiß, daß er eine End- und Haupt-, das heißt eine seligmachende Wahrheit nicht erarbeiten und nicht beweisen kann, so glaubt er sie einfach. Das heißt, er nimmt eine und sagt, sie wäre es. Damit hat er die Endwahrheit oder glaubt sie zu haben, und das ist, was die Wirkung angeht, ganz das gleiche. Er sucht, erleuchtet und erklärt nun eigentlich nicht mehr, weil es nötig ist, sondern weil es ihm Freude macht; nicht, weil er muß, sondern weil er will. Er spielt.

Aus dieser Ueberflüssigkeit und Unwichtigkeit seiner Philosophie — denn da das Ende doch immer geglaubt werden muß, auch gewiß einerlei ist, wieviel erklärt und bewiesen wird, und wieviel zu glauben übrig bleibt, so ist die Philosophie nur erlaubt und vielleicht angenehm, aber nicht notwendig —, aus dieser Ueberflüssigkeit seiner Philosophie resultiert seine Sicherheit und Heiterkeit. Ja sogar sein Witz resultiert aus ihr. Er spielt, während die anderen kämpfen und sich quälen. Er ist wahrhaft ein Kind Gottes. Mit allen Vorzügen und

allen Fehlern. Er ist fröhlich und macht fröhlich, er ist lauter und rein und im Grunde unangreifbar. In seiner Schwäche (die er liebt und preist) liegt seine Stärke. Aber (natürlich) auch seine Schwäche. Er nimmt seine Philosophie nicht wichtig: Es geht ihm ja nicht um Tod und Leben. Das macht ihn heiter, liebenswürdig und — frivol.

Vergleichen Sie ihn zum Beispiel mit Voltaire! Voltaire nimmt seine Ideen (und nicht nur aus Eitelkeit) toternst. Sie sind für ihn durchaus das Wichtigste auf der Welt. Erbittert kämpft er. Wichtig nur (nicht, wenn er sich wie Pascal unterlegen), wenn er sich überlegen fühlt. Boshast, erschöpft vom Kampf, sich an der Niederlage des Gegners freudend, freut er sich auch der Schwäche des Opfers, braucht seine Kraft und zwingt unbarmherzig zur Erkenntnis. Erbittert, ingrimmig und wider seinen Willen gibt er täglich sein Glück für die „Wahrheit“ dahin. Wahrhaftig: Er leidet und kämpft. Und beides ist niemals frivol.

Pascal dagegen findet in jeder Erniedrigung Freude und Kraft, in jedem Leiden Befriedigung und Wollust. Er hat die Wahrheit und hat das Glück. Aber Unschuld ist keine vollkommene Tugend. Sein Glück ist leicht erworben — aber teuer erkauft.

Er ist liebenswert. Aber das eben ist gefährlich. Er überzeugt nicht immer. Er verführt. Und verführt immer zuerst sich selbst. Und das ist (auch in der Philosophie) frivol. Ein Denker muß immer seinen Glauben opfern. Es muß ihm ganz einerlei sein, wohin seine Philosophie ihn führt.

Pascal ist es nicht einerlei. Nie gibt er seinen Glauben auf. Lieber tut er seiner Philosophie Gewalt an und führt sie gewaltsam oder mit List zu Zielen, die er schon kennt, schon vorher bestimmt hat. Er läßt sich dorthin führen, wo er schon einmal war. Damals von seinem Glauben geführt.

Er läßt gleichsam seine Philosophie immer wieder Dinge entdecken, die er selber vorher dorthin gelegt hat.

Das ist der Höhepunkt der Frivolität. Er ist wirklich ein „joculator dei“, ein richtiger Taschenspieler Gottes.

Gott ist es immer, den er findet. Weil es immer Gott ist, den er sucht. Und weil er in allen seinen Taschen auch gar nichts anderes hat als eben Gott.

Mit ihm spielt er. Und Gott spielt mit ihm. Wie zwei Kinder vergnügen sie sich.

Sehr schmerzlich, ihnen so wenig, nicht einem von ihnen gleich zu sein!

## Zur religiösen Kritik der Religion

Es gibt eine Kritik der Religion, die vom philosophischen oder naturwissenschaftlichen Standpunkt ihr den Platz streitig macht, den sie im Kulturleben beansprucht. Dieser Kritik gegenüber hat sich die Religion immer wieder zurückgezogen auf die unangreifbare Festung des religiösen Erlebnisses und der unbestreitbaren geschichtlichen Wirkung. Nun erhebt sich seit neuerer Zeit eine Kritik gegenüber der Religion, die sie von innen, von ihrem eigenen Zentrum her, bekämpft oder sie wenigstens in eine engegesteckte Grenze weist. Einer der geistigen Väter dieser Kritik ist Feuerbach, der die Religion, ihre Formen und Vorstellungen, durchaus als menschliche Projektion ansieht und damit ihren Anspruch, über die Grenzen menschlicher Wirklichkeit hinauszugreifen, als Illusion darstellt. Diese Kritik lebt heute aufs neue auf, wenn auch von andern Interesse genährt, in den Angriffen der religiös-sozialen Richtung auf alle Formen und Geltungsansprüche organisierter Religion, besonders der Theologie und der Kirche sowie überhaupt des geschichtlichen Christentums. Einen Bundesgenossen dieser Kritik kann diese Richtung sehen in der allgemeinen Zerfetzung bisheriger Kulturwerte, in die auch das religiöse Leben einbezogen scheint. Führten die ursprünglichen Wortführer dieser Kritik, wie Kutter und Ragaz, ihre Schläge vor allem gegen die soziale Stellung der

Kirche und der ganzen Zeit, so sind ihre Nachfolger fortgeschritten zu einer radikalen Infragestellung aller Religion überhaupt. Vielleicht den weitestgehenden Einfluß unter diesen Kritikern übt gegenwärtig Karl Barth aus, der Sohn des Berner Theologieprofessors, der in seiner Lehrtätigkeit und kirchlichen Arbeit ein besonderer Hüter alter geschichtlicher Ueberlieferung war. Karl Barth bringt jene Kritik, die bei manchen seiner Nachbeter als Ausdruck eines bloßen Protestbedürfnisses oder des «ressentiment» erscheint, in seinem Buch über den Römerbrief zu einem bedeutenden und tief wirkenden dialektischen Ausdruck. Ihm sekundiert, aber auf völlig selbständige Weise, Friedrich Gogarten \*) in Deutschland. Gogarten hat das Absolute wieder entdeckt und gewinnt damit den unangreifbaren Standpunkt, von wo aus der ganze Relativismus theologischer Arbeit und kirchlichen Wollens der schärfsten Kritik verfällt. Von diesem Standpunkt aus kann nur von einer Krisis des Christentums, wie der Religion überhaupt, gesprochen werden. Sie taucht überall unabweisbar da auf, wo die Not der Absohtheit erfährt und erlitten wird. Von hier aus wird der Religion, wie das schon Dierbeck betont hat, jede Anpassung an die Welt und ihre Kultur zum tödtlichen Vorwurf. Sie ist ganz und gar menschliches Erlebnis und greift nicht über die Grenzen des Menschen hinaus, wie sie doch vorgibt. Die Religion sollte daher überhaupt keine Antwort bereit haben, sondern nur eine allerletzte Frage. Von Gott aus betrachtet ist auch Religion ein Menschen-gemachte. Die wahre Lage des Menschen Gott gegenüber ist daher die Verzweiflung. Erst wenn der Mensch in dieser Verzweiflung steht und nein sagt zu allem Kulturwesen, das auch die Religion noch erfüllt, steht er vor dem wirklichen, absoluten Gott. Erst dann auch geschieht das Wunder des Glaubens und der Gnade, wodurch der Mensch in seinem Sprung ins Leere des Absoluten vom Gotte Jesu Christi gefaßt und gehalten wird. Alle Religion kann den Menschen nur in den Tod hineinführen, ohne den er nicht zu göttlichem Leben kommt. Die Funktion der Religion muß daher vor allem darin bestehen, daß sie die Krisis der Kultur wird. Dieses Bewußtsein muß die menschliche Aktivität zunächst lähmen. Sie kann nur auf Gott warten, bis ein Akt des Glaubens in den Menschen hineingreift. Dieser Akt des Glaubens soll nun aber nicht ein menschlich-psychologischer Vorgang, ein menschliches Erlebnis sein, sondern schon die gewaltige Objektivität Gottes, die sich darin kundgibt.

In ähnlicher Weise, aber weniger originell und stark von Gogarten wie von Barth beeinflusst, weist Lic. Emil Brunner \*\*) der Religion gerade nur die Aufgabe zu, die Grenzen deutlich zu machen, die alles Menschliche-Mitzumenschliche auch innerhalb der Religion vom Transzendenten trennen. Religion innerhalb der Grenzen der Humanität, wie das die kantische und neukantische Religionsphilosophie und ein großer Teil der Bewußtseinstheologie seit Schleiermacher darstellen wollte, ist nichts als eine Verabsolutierung des Menschengeistes, eine Verlängerung menschlichen Kulturbewußtseins ins Unendliche. Erst jenseits desselben wird jenes Andere getroffen, von dem der wahre Glaube lebt: Gott. Er ist Sinn, Ursprung und Grenzsetzung alles menschlichen Geisteslebens.

Diese Kritik alles gewordenen und organisierten Religionswesens aus Gründen des Glaubens ist notwendig. Sie bestand aber immer. Auch innerhalb der kritisierten Religion, Kirche und Theologie ist jene Frömmigkeit wohl nur an wenigen Orten verloren gegangen, die wußte, daß Religion nur ein Hinweis ist, daß Theologie nicht Glaube ist, daß Kirchlichkeit nicht Gottesgegenwart ist, daß der Menschengriff nach Gott nicht das Transzendente, nicht die Gnade ist, daß Gott letzten Endes, trotz aller Immanenz, dem Menschengesicht transzendent ist. Indem diese Erkenntnis und der in ihr lebende Glaube dem wirklich Frommen nicht abhanden gekommen ist, stößt

\*) Friedrich Gogarten, Die religiöse Entscheidung. Vom selben Verfasser: Von Glauben und Offenbarung. Verlag Diederichs, Jena.  
\*\*) E. Brunner, Die Grenzen der Humanität. Verlag F. C. W. Mohr, Lüdingen.

die neue Kritik offene Türen ein und kann einen guten Teil ihrer Vorwürfe nur anbringen, wenn beständig verwechselt wird Theologie mit Glaube, Religion mit Gottesgemeinschaft, Psychologie mit Psychologismus, wissenschaftliche Arbeit mit Frömmigkeit. Wenn die Worte Religion, Kirche, Theologie als gemacht von dieser Richtung wie Schimpfwörter gebraucht werden, so ist dabei nach dem bewährten Rezept verfahren worden: Gib dem Hund erst einen schlechten Namen und dann hänge ihn. Damit soll die Grundthese nicht bestritten werden, daß an der Religion immer wieder die Krisis der Kultur ausbricht. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß die neuere Entwicklung der Theologie es nötig machte, die Transzendenz Gottes gegenüber der Immanenz zu betonen. Aber wir betrachten es nicht als einen Gewinn, auch nicht religiöser Art, wenn nun die Immanenz Gottes zugunsten der Transzendenz gestrichen wird, das heißt, wenn erklärt wird: Die Welt ist des Teufels, das Wort wird in der Welt nicht Fleisch und göttliche Spuren sind im Welt- und Kulturbereich nicht mehr zu finden. Was neu ist an dieser Position, ist nicht der verdienstliche Hinweis auf die Transzendenz, das heißt die Ueberweltlichkeit Gottes. Man würde diese Erneuerung einer alten Erkenntnis aber dankbar annehmen, wenn sie nicht meistens mit hämischer Kritik und in einem Ton der Ueberlegenheit vorgetragen würde, die sonst nur an Propheten erträglich ist. Man kann sich auch fragen, ob diese Dialektik, die alle historischen Formen, alle Möglichkeiten pädagogischer Darstellung, alle Gemeinschaftsformen auflöst und zumeist endigt bei der Verkündigung: Das gerade nicht!, ob diese Dialektik sich wirklich berufen darf auf Jesus selbst, der trotz seiner Buzpredigt dem einfachen Volk ein Evangelium verkündigte, das es verstehen konnte und das ihm Gott auch in den Vögeln unter dem Himmel und in der menschlichen Gemeinschaft näher brachte. In Jesus, im Unser Vater z. B. finden wir wenig von jener dialektischen Theologie des „Das-gerade-nicht“. Bei ihm ist die Welt auch trotz ihrer Verderbnis nicht entleert von göttlichen Kräften, nicht einem bösen Demiurg überliefert, und der Schöpfungsglaube nicht verkürzt. Tausendmal recht haben die Verfasser, wenn sie den Gottesglauben wieder befreien von seiner Umklammerung durch die Kultur und ihn wieder verstehen als das Mysterium tremendum der göttlichen Tat in der Seele. Aber wenn sie darüber nun nicht schweigen, sondern ebenso theologisch und psychologisch darüber reden, wenn sie damit nicht größere Taten des Glaubens und der Liebe tun und nur eine neue Dialektik einführen, so werden sie selbst nicht nur zu verdienstlichen Totengräbern überflüssigen Religionsbetriebes und anmaßenden Kirchenwesens, sondern auch zu unfruchtbaren Auflösern einer evangelischen Volksgemeinschaft, evangelischer — pädagogisch verstandener — Verkündigung, und protestantischer Kultur. Sie bereiten damit sicherlich nicht dem Senkrecht vom Himmel herabsteigenden Gottesreich, sondern einem individualistischen Sektentum und der katholischen Kirche den Weg. Jenes, zum Beispiel die „Ernstes Bibelforscher“, wird in seinem supranaturalen Biblizismus, seiner Kritik der Kirche und Theologie, seiner glühenden Eschatologie solche Streiter verständnisvoll als Brüder begrüßen und sie als Bundesgenossen gern in die eigenen Reihen aufnehmen.

Andererseits geht ein Weg auf zur katholischen Kirche, die uns ja schon lange sagt, daß die Kultur seit 1517 vergiftet sei. Trotz dem Gegensatz gegen alles Kirchenwesen ist der fast magische Objektivismus der Gnade, der neue Autoritätsbegriff, die Stellung zum Wunder, der supranaturalistische Biblizismus, der Gemeindebegriff, der an Stelle der Kirche gesetzt wird, die prinzipielle religiöse Feindseligkeit gegen die Kulturarbeit, die scholastische Dialektik — das alles ist, trotz mancher sonstigen Spannung, und wenn nicht im Sinne des Verfassers, doch seiner praktischen Konsequenz nach, Weg zum Katholizismus, zu einem tiefen, gereinigten Katholizismus. Nicht umsonst schreibt Gogarten deshalb über den Anfang seiner Schrift ein Wort des heiligen Thomas von Aquino, so schön und tief es an sich ist. Jedenfalls hört man vorläufig meist nur

das Nein. Wenn nun das Ja gestattet werden soll, wenn es in einer geistigen Gemeinschaft wachsen, verstanden werden soll, werden die neuen Propheten erst zeigen müssen, ob sie sich mit einem Zeugnis begnügen, vielleicht sogar mit stummen wirksamen Taten des Glaubens und der Liebe, oder ob sie eine neue Theologie erfinden können, die auf historische und psychologische Untersuchungen, auf wissenschaftliche Methoden verzichten kann.

## Ein Gespräch im Buchladen

(Statt einer Kritik.)

Personen: Er (sehr beredt, sehr belesen, sehr selbstbewußt). Sie (ohne besondere Merkmale; blättert in einem Buch).

Er (tritt grüßend zu ihr und spricht): „Ei, was für ein drollig bemaltes Buch durchblättest du so zaudernd und schiebst dazu deine Unterlippe so kritisch vor? Hat es dir dein Buchhändler als neueste Neuerscheinung in die Hand gedrückt? O, ich kenne es, kenne es wohl. Laß sehen, ich möchte dir einiges zeigen. Du wirst entzückt sein und es sofort kaufen. Du hast natürlich begonnen, hinten zu schnäusen. Wetten wir, du hast das Titelblatt nicht angeschaut und den Namen des Verfassers gar nicht gelesen? Gleichviel. Wo schnuppertest du eben? Ah, die Ueberschrift fesselte dich: „Aschenbad.“ Hast du Aschermittwochnachgefühle? Oder glaubst, es handle sich um ein Waschmittelrezept? Oder um eine Hautpflege gar? Ja, aber um welche? Höre. Die Geschichte erzählt von einer geschiedenen Frau, der es immer schlechter geht, da sie die ihr vom Gericht zugesprochenen Geldmittel aus der Hand ihres einstigen Gatten nicht anrühren mag, und die sich ganz langsam in ihren Arzt verliebt, der es ganz plötzlich merkt, da sie ihn um Morphium bittet und sterben will. Ihm kommt ein Gedanke und Ausweg in den Sinn. Er verspricht ihr das Gift, aber unter einer Bedingung: sie müsse vorher alle Geschenke ihres Mannes verbrennen und sich in der Nähe Angesicht und Hände baden. Die Frau gehorcht. „Sie ging in die Küche und äscherte ihre ganze Habe ein. Jetzt war sie aller Dinge ledig und brauchte nur noch ihres Lebens los zu werden. Dann wusch sie ihr Antlitz im Staube der Kohle und wollte derart vor dem Arzt erscheinen. Aber wie sie in den Spiegel schaute, kam sie sich recht häßlich vor, so daß sie das Schwarz eilig und energisch wiederum abrieb und weißer wurde als vorher, sogar mit einem röllichen Anhauch. „Wie sind Sie schön!“ rief der Arzt, als sie mit leuchtendem Antlitz aus der Türe trat. Sie senkte die Augen. „Und was bekomme ich denn für das Mittel?“ fragte er.“

Sie ließ es zu, daß er einen Kuß auf ihre Lippen drückte, „nur damit er nicht reuig würde,“ dachte sie, aber hernach verzichtete sie, zu sterben, und nahm seine Hand.“

Hübsch, — tja! Lustig, sagst du? Wie, von Robert Walter? Aber nein, was glaubst du auch? Ich befürchte, du hast den Dichter falsch verstanden, wenn du ihn nur als Dichter verstanden hast. Blättere weiter. Laß dich dadurch nicht stören, daß der Druck himmelblau ist. Das kann doch der Verfasser bestimmen, wie er es wünscht, und der Selbwnlaverlag wird schon wissen, warum er sich fügt. Du liest — und ich sehe, daß dich auch diesmal der sensationelle Titel lockt —: „Die Bäckerin-Braut.“

„Der Sohn holte, da ihn die Mutter besuchte, aus dem Mahagonischrank sogleich ein Brot, das außen gelb wie Gold, innen weiß wie Milch war und überall vortrefflich mundete, wie sie ihm auf seine Fragen: „Ist es gut gebacken? Schön aufgegangen? Reißt es sich? Schmeckt es? Willst du noch ein bißchen?“ gerne bestätigte. „So gelingt es mir sogar nicht immer,“ sagte sie, „und ich bin eine erfahrene Bäckerin.“ „Es stammt von meiner Braut“, versetzte der Bube mit strahlenden Augen.“

„Aha, das Urteil rutscht dir bedeutend weniger leicht aus der Kehle? Aber du findest doch auch, daß in dieses winzige Genrebild eine Stimmung zartester Art prächtig herauf-

gezaubert ist? Du siehst die Mutter und den geschäftigen Sohn — und die Braut mit schönen, starken Armen? Ja? Aber warum schüttelst du den Kopf? Weiter, nur weiter!

Hat hier ein Bäcker seine Braut gelobt, so vernimm, was da ein Dichter über seine Frau orakelt. Du merkst wohl, daß von Mann und Frau in diesem Buch häufig die Rede ist, daß dieses Thema so etwas wie ein Hauptmotiv zu sein scheint. Weshalb nicht? Ist's im Leben anders? Also —:

„Ein Dichter, der gefragt wurde, ob er den Künstlern rate, zu heiraten, versetzte, er könne nur von sich selber reden und erzählte, daß er im fünfunddreißigsten Jahre mit einem scharfsinnigen Geiste, den er über alles schätzte, eine Wanderung gemacht und von ihm angeregt, seine Kindheitserlebnisse berichtet hätte, wobei sich (hier begann er zu zeichnen) Bergzüge mannigfaltiger Art bildeten. „Auf dem höchsten derselben, einem mächtigen Eisgrat, der links und rechts in glatten, bläulichen Wänden niederfiel, schritt ich weiter, einem gewaltigen Gletscher entgegen, der sich als eine Totenstadt entpuppte aus der ägyptisch-chaldäischen Zeit.“

Da ertönte von der entgegengesetzten Seite mein Name, ich schaute zurück und erblickte in einem Garten, zwischen Blumenbeeten und Fruchtspalieren meine Zukünftige. „Wie herrlich ist es doch in deinem Park,“ rief sie. Sie las in den Anlagen, worin sie wandelte, mein Leben.

Mit einem Worte, schloß der Poet, ohne mein Weib wäre ich Assyriologe geworden.“

Ist, meine Liebe, ich weiß, was du einwenden willst. Du verstehst die Geschichte nicht, weil du einen Witz darin suchst. Ich will dich auf die Spur der Wahrheit führen. Da mußt du merken, um was es geht. Lassen wir den Philologen (Philologen sind ja nicht immer am geeignetsten, wenn es gilt, uns etwas Unverständliches klar zu machen), wenden wir uns zum Naturwissenschaftler; auch er hat eine Frau: „Die Gattin des Astronomen.“

„Die Gattin des Astronomen, der bei Eisestälte Himmelsbeobachtungen anstellte, wollte ihrem Manne eine Stärkung bringen und stieg die Sternwarte empor. Die Treppe wurde immer steiler, schmaler und gewundener. Es ging in engen Spiralen aufwärts. Sie bekam Schwindel, indem sie so eilig emportrippelte, aber sie wollte den Kaffee unterwegs nicht erkalten lassen.“

Im letzten Stockwerk des Turmes war ein kleines Gemach. Hier saßen viele Verehrerinnen des Meisters und schauten nach oben. Sie konnten nicht weiter, denn die Sprossen der Stiege waren zerbrochen. Da hätten sie schon klettern müssen. Die Gemahlin würde es gewiß gewagt haben, aber sie wollte vor den anderen Frauen nicht lächerlich erscheinen.

„Wenn ich nicht hinaufgelangen kann, so will ich wenigstens den Kaffee warm erhalten, bis er herunterkommt,“ dachte sie, machte ein Feuerchen aus den zersplitterten Seigeln (zu etwas anderem taugten sie doch nicht mehr) und stellte das Rännchen darauf. „Komm und trinke Kaffee!“ rief sie dann hinauf.

Merkwürdig war nun, daß sich aus dem Rauche, der sich emporschlängelte, zwei starke Arme formten, welche sie um den Leib faßten und an das Herz des Gatten hoben.

„Ich habe eben eine neue Entdeckung gemacht“, sagte er, indem er sie unter dem Sternengewimmel umarmte. „Es stimmt nämlich, was die Alten sagen, daß Venus und Merkur in früheren Zeiten verwechselt worden sind.“

Nun, und? Wie, du zauberst? Was, du murrst gar? Liebe Leserin, ich wollte dir ein Vergnügen bereiten, als ich dir das Büchlein durchblättern half. Und ich hätte gedacht, daß du auch einmal einen Blick in jene Bezirke geworfen hast, die man allerdings kennen sollte, wenn man solche Koff — Kaviar, weißt du? — genießen will. Du hast doch wenigstens die Vorlesungen über „Leib und Seele“ besucht; das weiß ich, denn da lernte ich dich kennen. Hast du dich seither nicht selber weitergebildet? Es gibt ja so viele Bücher über Traumanalyse, Unterbewußtsein und ähnliches. Ich werde dir nachher etnige nennen. Aber vorerst: sieh mal, hier, das mußt du ver-